

Zeitschrift: Vom Jura zum Schwarzwald : Blätter für Heimatkunde und Heimatschutz
Herausgeber: Fricktalisch-Badische Vereinigung für Heimatkunde
Band: 19 (1944)
Heft: 1-2

Artikel: Das Jahr 1444 - und eine weltgeschichtliche Wende
Autor: Senti, A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-747805>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Jahr 1444 — und eine weltgeschichtliche Wende

Von A. Senti

I.

1. Sieben eidgenössische Orte holen mit 20 000 Mann aus zum Hauptschlage gegen ein achtes Bundesglied, um es nach jahrelangen, wechsellvollen Kämpfen auf die Knie zu zwingen. Der oberdeutsche Adel erkennt eine gute Gelegenheit, sich nach schweren Niederlagen wieder fester in den Sattel zu setzen. Das Haus Habsburg trachtet, jetzt wieder vom Königsthron aus, seine verloren gegangenen Stammlande wieder zurückzuholen. Das französische Königtum leiht scheinbar freundnachbarlich dazu seine Unterstützung und betritt den Weg der Grossmachtstellung. Von allen regionalen Landfriedenseinungen behauptet sich nur «der grosse alte Bund oberdeutscher Lande», die Eidgenossenschaft der Schweizer, und tut seine besondere Ansicht und seine Entschlossenheit aller Welt kund am 26. August 1444 bei St. Jakob an der Birs.

2. Ist es schon schwer, geschichtlich ferne Persönlichkeiten und einzelne Ereignisse zu erfassen und darzustellen, so müssen sich Generationen von Geschichtsforschern um die tieferen Zusammenhänge in den grossen Wirrnissen der Vergangenheit abmühen. Erst nach mühevoller Kleinarbeit und nicht immer ohne gewagte Kombinationsversuche und Deutungen, bald in gemeinschaftlicher Arbeit, aber auch wieder unter harten Zusammenstössen sind die Forscher in das Gewirr vor der Mitte des 15. Jahrhunderts eingedrungen. Wie die Wildheuer ihren mühseligen Gewinn in den weiterstreuten Gaden an den Bergelehnern unterbringen, so werden die Forschungsergebnisse auf allen Gebieten als Vorträge in den engeren Fachkreisen oder als Aufsätze in Fachzeitschriften untergebracht. Für unser Gebiet, die Lande am Oberrhein, zählen wir in beschränkter Auswahl auf: Die «Argovia» (Jahresschrift der Histor. Ges. des Kts. Aargau), die «Basler Zeitschrift für Gesch. und Altertumskunde» (Histor. und Antiquar. Ges. Basel), das «Jahrbuch f. soloth. Geschichte» (Histor. Ver. d. Kts.

Solothurn), die «Zeitschrift f. Gesch. des Oberrheins» (Oberrhein. Histor. Kommission), «Schau-ins-Land» (Jahrbuch des Breisgauvereins), die «Zeitschrift f. württembergische Landesgeschichte» (Württemb. Kommission f. Landesgeschichte). Die ersten, die schon versuchten, den Zusammenhängen nachzuspüren, waren die Chronisten wie Hans Fründ, Aegidius Tschudy usw., trotzdem ersterer den Zürichkrieg selber mitgemacht, bekennt er einmal, er könne darüber nicht klar werden; denn «man ret dozemoll als mängerlei — einer seit hin, der ander seit her». Von Aeneas Sylvius, der als Teilnehmer des Basler Konzils der Schlacht bei St. Jakob von den Türmen Basels aus zusah, wissen wir, dass der französische Kronprinz, der die Armagnaken führte, die Zwecke seines Zuges sehr verschieden angab («non uno modo apud omnes»). Der erste Schweizer, welcher manches Ereignis weitausschauend betrachtete, war Johannes von Müller, vor allem in seinem Hauptwerke «Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft» (ab 1786). In Wien erschien 1840 das streng auf den Quellen aufgebaute Werk über Kaiser Friedrich III. und dessen Sohn Maximilian I. von Jos. Chmel, Archivar des Staatsarchivs in Wien. Die neueren, grossen und tief eindringenden Schweizergeschichten gaben uns Johannes Dierauer, Ernst Gagliardi, Hans Nabholz und seine Mitarbeiter v. Muralt, Feller, Dürr, Bonjour, Dändliker.*)

II.

1. Die Tat der 1200 Eidgenossen von St. Jakob haben die Geschichtsschreiber immer wieder und nur mit dem Heldenkampfe der Spartaner des Leonidas verglichen. Hier wie dort hat eine treue Schar sich tollkühn und entschlossen einer ungeheuren Uebermacht entgegengestellt; doch haben die Spartaner dem Lauf der Dinge wenigstens für die nächste Zeit keine andere Wendung geben können, wie dies an der Birs geschah. Wohl kämpften die Eidgenossen zuletzt «nicht einmal mehr um den Sieg, sondern im Bewusstsein, ihren Tod zu rächen»; aber als sie durch die Juratäler hinunter dem einbrechenden Feinde entgegenstürmten, hatten sie auch gewusst, dass es jetzt auf das Ganze ging.

2. Die Schlacht bei St. Jakob an der Birs ist neben der Hinschlachtung der Besatzung von Greifensee das furchtbarste Ge-

*) In der folgenden Zusammenfassung wird nicht auf die einzelnen Quellen verwiesen; am meisten wurden verwendet: die Chroniken, Urkundenwerke, Gagliardi und Chmel.

schehn aus dem «Alten Zürichkriege». Die Entzweiung der Eidgenossen, die zu diesem Bruderkriege führte und auch den Einbruchversuch der Armagnaken verursachte, hätte für die europäische Politik eine recht belanglose Sache bleiben können, wenn sie sich nicht mit viel weiter tragenden parallelen Entwicklungen berührt und verflochten, sie nicht sogar in überraschendem Masse beeinflusst hätte.

Während ein mehr als hundertjähriges Ringen zwischen Frankreich und England in die entscheidende Phase eintrat, begann sich das Verhältnis zwischen dem französischen Königtum und einem Vasallengebilde, dem Herzogtum Neuburgund, sich unheimlich zu spannen, bis diese Spannung im Kampfe um die Königsgewalt und um die oberrheinischen Lande sich mit der andern zwischen dem Deutschen Reiche und dem Bunde der Eidgenossen berührte. Das Herzogtum Burgund dehnte sich zwischen Châlons s. Saône und Lothringen aus. Um 1400 stand es noch in seinen Anfängen, jedoch in den fruchtbarsten, an Handel und Gewerbe reichsten Teilen Frankreichs, warf aber auch schon die Blicke auf die Niederlande, auf Luxemburg und Lothringen. Um 1430 wurde es dem König Karl VII. bereits schwer, die Welt glauben zu machen, dass er der Oberherr in Ostfrankreich sei.

Noch war das Rittertum die Stütze der Throne und der Stolz der Herrscher, aber für jeden, der sich seiner als Stütze seines Prestiges und als Kriegsmacht bedienen wollte, ein teurer und komplizierter Apparat, und mancher oberste Kriegsherr sagte sich im Stillen: Die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los! In Westeuropa lag der Vorteil beim Herzog von Burgund. Die materiellen Quellen seines Bereiches strömten zu einem Meere von fürstlichem Reichtume zusammen und gestatteten ihm nicht nur eine Hofhaltung von unerhörter Pracht, sondern eben auch den Unterhalt eines höchst bedrohlichen Ritterheeres. Durch die Gründung des «Ordens vom Goldenen Vliese» gestaltete Herzog Philipp zudem das Verhältnis zwischen Landesfürst und Ritterschaft zu einer fast familienhaften Gesinnungs- und Interessengemeinschaft. Das selbstsichere Auftreten gegenüber dem Königtum und bald auch gegenüber jedem Nachbarn und gewisse hochfliegende Pläne hatte seinen guten Boden!

3. Dem französischen König war der bessere Teil der Ritterschaft entwunden, die einmal den Kern der Kreuzheere gebildet hatte. (Die Gründung des O. v. Goldenen Vliese war übrigens auch in der Aussicht auf eine solche Unternehmung erfolgt.) Schon zur

Zeit der ersten schweizerischen Freiheitsbriefe fügte sie sich dem Reichsoberhaupte nicht mehr.

War es eine Ironie des Schicksals, dass der edelste französische König, Ludwig IX. («Der Heilige»), in mehrmaligem Anlaufe durch die Macht seines sittlichen Ansehens dem von wilden innern Fehden zerrissenen und blutenden Lande den «Gottesfrieden» gab, aber von den Türken besiegt und gefangen wurde auf dem letzten der Kreuzzüge? «Ihm ahnt es, dass er nimmer heim ins schöne Frankreich komme.» Schon mit Ludwigs IX. Enkeln und Urenkeln begann die schicksalsschwere Versippung mit England, und bald folgte die Belehnung eines Sprossen mit Burgund und später einmal die verwandtschaftliche Verkettung mit Habsburg-Oesterreich-Spanien. Burgund war aber nicht das einzige Reichsglied, das den französischen Königen Kummer machte; noch um 1575 kämpften die drei Heinriche (Bourbon, Guise und Valois) miteinander um die Königskrone..

4. Drei Jahre nach dem Tode Ludwigs des Heiligen erklimmte ein Graf von Habsburg den deutschen Königsthron, Rudolf I. 1273. Nach einem erst mühsamen, dann aber beispiellosen Aufstieg sahen sich die Habsburger durch widrige Familienschicksale und nicht minder durch ein kleines Bauern- und Hirtenvolk etlich Male um einige Stufen zurückgeworfen. Und doch blieb ihnen das Glück treu, so, als Herzog Leopold I. mit knapper Not der Katastrophe am Morgarten entrinnen konnte, dann wieder als bei Sempach Leopold III. zwar Tod und Untergang mit der Blüte der österreichischen Ritterschaft gefunden hatte, sein Sohn Leopold IV. aber bald nachher mit Hilfe seiner Gemahlin Katharina von Burgund den Zerfall von Gebiet, Macht und Ansehen aufhalten konnte. Als dann schliesslich nach 130 jährigem bitteren Zusehen wieder ein Habsburger den Thron des «Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation» bestieg, da mochte doch mancher Freund und mancher Neider ausgerufen haben: «O, ohne Grenzen ist dein Glück!» Es kam ein Tag, da ein Kaiser feststellte, dass über seinem Reiche die Sonne nicht mehr unterging.

Diesen Habsburgern gaben die Edgenossen am Vierwaldstättersee und ihre sich mehrenden Verbündeten ähnlich zu schaffen, wie die Burgunderherzöge den französischen Königen.

An der untern Aare und von dort aus der Reuss entlang nach dem Gotthard hin lagen die Stammlande der Habsburger und standen ihre Heimatburgen, am Oberrhein wussten sie ihre Ursitze.

Mit erstaunlicher Umsicht hatten es diese Grafen verstanden, bedrohtes Gebiet zu behaupten und durch rasches Zugreifen im günstigen Augenblicke und durch ebenso zähe als behutsame Ausführung und Anpassung ihre geheimen Pläne zu erweitern. Alles konnten sie zu einer für jeden Gegner gefährlichen Hausmacht abrunden.

5. Gegen sie aber erhob sich immer kräftiger und nachdrücklicher der Freiheitsinn der schweizerischen Bauern- und Bürgergemeinden. Was sich hier bildete und mit fast unheimlicher Folgerichtigkeit zu einem europäischen Machtfaktor sich entwickelte, war damals für Aussenstehende unfassbar und ist es für viele bis heute geblieben. An ein Ausscheiden aus dem deutschen Reiche dachte man so lange nicht, als keinerlei Zwang vom Reichsoberhaupte her sich unangenehm fühlbar machte. Das änderte sich später jedesmal, wenn ein Habsburger die Zügel des Reiches in die Hand nahm. Dann erhob sich so etwas wie eine «konservative Revolution», und wenn gar die habsburgischen zentralistischen Hausmachtpläne durchblickten, dann stieg die Halbart von der Wand herunter und lockerte sich das Schwert in der Scheide. Erst recht auffällig ist die Vereinigung der Hirtenvölker an den Reussquellen mit den stolzen Reichsstädten des Mittellandes zu einem Gebilde, das kaum Staat genannt werden darf. «Man einigte sich auf die Grundlage eines mittelalterlichen Freiheitsbegriffes, der als staatsbildender Faktor allerdings keineswegs ausreichte . . . revolutionär, dabei aber gleichzeitig konservativ am Althergebrachten hangend und doch etwas grundsätzlich Neues verwirklichend — freiheitlich gesinnt, andere gelegentlich bedenkenlos unterdrückend: so barg das merkwürdige Gebilde eine Fülle von Widersprüchen in sich, die vielleicht gerade seinen überraschenden Erfolg bedingten» (Gagliardi). Dabei wirkte doch das Urbündnis von 1291 wie der Sauerriegel in der Backmulde, zwar auch dies keineswegs eine vereinzelte Erscheinung des Hochmittelalters. Vor den vielen andern, zum Teil aber recht kurzlebigen Landfriedensbünden — auch die Ritter vereinten sich zuweilen — «zeichnet sich die Verbündung der Schweizer aus durch unverhältnismässig engere Fügung, wie sie schon mit des Bundes ewiger Dauer zum Ausdruck gelangt.» (Gagliardi.) Erst recht zeigte sich die Eigenartigkeit dieses Föderativsystems bei der Erweiterung zur achtörtigen Eidgenossenschaft. Ein gemeinsames Schicksal schmiedete an ihrer Gemeinschaft, so sehr auch die einzelnen Bundesglieder an ihrer Autonomie und Eigenart festhielten.

III.

1. Weder dem französischen König Karl VII., noch dem deutschen König Friedrich III. konnte der Stand der gesamteuropäischen Entwicklung klar sein, als sie 1443 miteinander in die erste Fühlung traten.

Nach bloss zweijährigem Regieren Albrechts II. hatte Friedrich III. das Reich in einem bedenklichen Zustande der Auflösung übernehmen müssen, eine Last, «die sein ruhiges und friedliches Gemüt vielleicht mit Recht scheute; es fehlte ihm nicht an Klugheit, aber wohl an Energie und Entschlossenheit, und die hätte ein deutscher König jetzt wohl am meisten gebraucht.» (Chmel.) Lange zögerte Friedrich, die einstimmig auf ihn gefallene Königswahl anzunehmen, und noch zwei Jahre nachher, eine Stunde vor der Krönung, redete er zu den versammelten Kurfürsten von seinen schweren Bedenken. Bald hatte er aber einen grossen Reichsreformplan aufgestellt, den er mit der betrüblichen Feststellung einleitet, dass « . . . sonderlich in deutschen Landen vil vnrats (= Verwirrung der Ansichten), gewalticlicher vnd anderer vnzimlicher vnd vnerlicher angriff vnd beschedigung bescheen vnd auch teglich geseen mit Roub, mord vnd brandt, davon das heilig reich, des(sen) wir ein merer genannt sein, zu schadlichen gemynnert (= schädlich vermindert) vnd vil des reichs vndertanen vnd getrewen, geistlich vnd werntlich (= weltliche) personen gross clag durch die lande geet.» Ein paar Hauptpunkte des Planes für die allernächste Zeit beleuchten die guten Aussichten:

- a) Herstellung und Sicherung des gemeinen Landfriedens und diesem voraus ein allgemeines Verbot der Selbsthilfe.
- b) Ein neues Pfändungsgesetz.
- c) Sicherung der Strassen und Märkte.
- d) Eine Münzregulierung.
- e) Regulierung und Einschränkung der heimlichen Gerichte.

Neben den in jener Stelle aufgezählten Uebelständen wären noch ganz andere Hindernisse für eine bessere Staatsordnung zu beseitigen gewesen. Am 1. Februar 1440 war Friedrich zum König gewählt worden. Er erhielt, mehr zu seinem Schrecken als zu seiner Freude, diese Kunde erst am 9. Februar in Wiener-Neustadt, wo er Hof hielt. Am 22. Februar gebar die Königin-Witwe, die Gemahlin des verstorbenen Königs Albrecht II., ein Söhnlein (Wladislaw). Eine Adelspartei liess es schon am 14. Mai durch den Erzbischof Dio-

nysius Szécs von Gran auf eine skandalöse Art zum König von Ungarn krönen. (Das Kind schrie unter der Last der Krone, und die Mutter weinte dazu; viel Volk äusserte seinen Unwillen). Dieses Ereignis mochte den wohldenkenden Herzog Friedrich mit neuer Sorge um den Reichsfrieden erfüllt und ihn zur Annahme der Reichskrone bewogen haben. In Böhmen stand ihm hinter dem Rücken des Grafen Cilly ebenfalls eine feindliche Macht entgegen. Auch in seiner Familie erhoben sich Schwierigkeiten. Friedrich war Vormund über seinen jüngeren Bruder Albrecht (VI.) und über seinen Vetter Sigmund. Letzterer war erst 12 jährig, hatte gute Anlagen, machte seinen Vormund jedoch durch eine draufgängerische Fröhreife und seine Einblicke in einen zu erwartenden grossen Reichtum viel Verdruss. Friedrich musste nicht lange warten, bis seine beiden Schützlinge sich in passiven Widerstande oder in Verbindung mit andern Gewalten gegen ihn wandten, um gleich darauf oftmals über seine Unterstützung froh sein zu müssen.

Seit 1415 nahmen sich die deutschen Könige immer wieder der zerrütteten Kirche an, helfend, ratend, vermittelnd, befehlend; denn zu einer Zeit, da Staat und Kirche noch als Doppelmacht und Einheit über das Wohl der Menschen hätten wachen sollen — zwei Schwerter setzte Gott auf die Erden, zu beschirmen die Christenheit — da musste es besonders so wohlgesinnten Herrschern wie Sigismund, Albrecht und Friedrich peinlich und hinderlich sein, zu sehen, wie alle Mittel verschlugen, hier zu helfen. Keinem von ihnen gelang es, das drohende Verhängnis abzuwenden, aber jedem erwachsen aus seinen Bemühungen nur neue Schwierigkeiten und neue Feindschaften.

Es ist ein gutes Zeugnis für Friedrichs III. Herrschergesinnung, dass ihm mit wenigen Ausnahmen die Reichsstädte treu ergeben waren. Die Bürgerschaften waren zu sehr auf Rechtssicherheit und Landfrieden angewiesen, so dass sie deren Quelle und kräftigen Hüter im Reichsoberhaupt zu schätzen verstanden. Schon als Herzog war Friedrich bei jeder Gelegenheit auf «Erhebung des Bürgerstandes» bedacht; er belehnte und beschenkte Städte und einzelne Bürger, begnadigte jenen Frechling auf dessen reuiges Bitten «und gestattete ihm und seinen Dienern, indem er ihm alles Vergangene verzieh, den sicheren Verkehr und Handel in seinen Landen» (Chmel). In den Städten, da doch die Künste von jeher so hoch standen, und wo im 15. und 16. Jahrhundert die hohe Gelehrsamkeit Schutz und Förderung fand, hier galt auch Friedrichs Liebe und Achtung für Künste und Wissenschaften für mehr als

nur für eine Schrulle und ein teures Steckenpferd. Der sonst hässliche Mann konnte da zum Verschwender werden. So erlebte er denn auch auf seiner Krönungsreise von Innsbruck nach Aachen und dem Rhein entlang wieder zurück die schönsten Stunden seiner Regierungszeit, und er hielt sich nicht nur an die grösseren Städte, sondern tat auch vielen kleineren die hohe Ehre seines Besuches an, soweit sie einigermaßen erreichbar waren: Schlettstadt, Breisach, Freiburg, Ensisheim, Thann, Mülhausen, Rheinfelden, Waldshut. Einmal entwischte ihm aber doch der Seufzer: «Von einem reisenden Fürsten will alles Geschenke und freigebige Spenden.»

2. Schon auf dem Wege nach Frankfurt hatten sich unter den vielen Bittstellern auch die Eidgenossen eingefunden. Noch hielten sie es für einen «Vorzug, jenem halb mystisch verklärten Organismus anzugehören, dessen Wirkungskraft sich inzwischen allerdings beinahe verflüchtigt hatte». (Gagliardi). Musste es aber einem so totalen Habsburger und Oesterreicher nicht geradezu als Unverfrorenheit erscheinen, dass diejenigen von ihm Gnaden und Freiheiten erbaten, die seinem Hause zuerst entlaufen waren und bald Stück um Stück seiner schönsten Lande raubten, sogar in offenkundigem Friedensbruch, auch in einem knappen Jahrhundert drei stolze Ritterheere vernichteten, als diese das schmerzlich verlorene Land mit seinen Städten und Schlössern zurückholen sollten? Waren aber auf der andern Seite die Habsburger aufgeschlossen genug, um den tiefen Sinn des Verhältnisses zwischen ihnen und den Eidgenossen zu erfassen? Wie mussten die Schweizer es deuten, dass immer nur die Habsburger ihnen die Freiheitsbriefe versagten und nie anerkennen wollten, was doch andere unbezweifelte Reichsherrscher ihnen gewährt hatten? Vieles wirkte zusammen, um die feindselige Stimmung zwischen Oesterreich und der Schweiz stets wieder aufs neue anzufachen. Bei den Eidgenossen, die doch nur uralte korrekt erworbene Rechte und, vom Aargau abgesehen, eigenen Grund und Boden behaupteten, wuchs das Misstrauen bei jeder neuen Weigerung und bei jedem «Ueberfall» (Sempach und Näfels) zum Hasse aus, während jeder neue Gebietsverlust und jede Niederlage auf dem Schlachtfeld die Schweizer in den Augen der Habsburger mehr und mehr zu «groben Bauern», zu Räubern und Empörern machen musste.

3. Friedrich III. war noch nicht auf der Welt, als die Eidgenossen auf Geheiss Kaiser Sigismunds, zwar keines Habsburgers, mit der Eroberung des Aargaus einen noch nicht abgelaufenen

Frieden brachen. Militärisch war es eine wenig rühmliche Leistung, politisch aber eines ihrer stärksten Stücklein. Friedrich hörte früh genug davon, und diese Wunde brannte heftiger als jede andere in seiner Sippe, als an seinem Krönungstage ein Bundesglied der Eidgenossen den neuen habsburgischen König um Hilfe anrief gegen die Bundesbrüder. So kam es, dass der Neugekrönte als eine seiner ersten Regierungshandlungen mit den Zürchern einen Vertrag abschloss, der nicht weniger zum Ziele hatte, als über Zürich und eine antischweizerische Bundesgenossenschaft alles seit 1315 verlorene Gebiet zwischen Rhein und Alpen wieder zurückzugewinnen. Den andern schweizerischen Gesandten verweigerte der König jegliches Gehör, bis sie ihm mindestens die Stammlande seines Hauses, also dem 1415 besetzten Aargau, wieder herausgegeben hätten. Der Empfang war wenig freundlich gewesen; im Zorn schied man voneinander.

Im folgenden Jahre (1441) trat Friedrich III. eine neue Reise an. Seine erste hatte ihn im August 1436 durchs Südtirol über Rom nach Jerusalem geführt. Dann hatte er nicht nur am heiligen Grab gebetet, sondern auf der ganzen Fahrt sich auch lebhaft und vielseitig um Landschaft, Kunst und Wissenschaft interessiert und fleissig Notizen gemacht über fremde Sprachen, Sitten und Gebräuche; auf Jahresende war er wieder in Oesterreich. Die zweite Reise galt der Krönung. Jetzt aber lagen prosaischere Geschäfte vor, die er bei seinen starken sentimentalischen Seiten immerhin nicht durchwegs mit amtlicher Sprödigkeit behandelt wissen wollte. Die Eidgenossen hatten unterdessen in Waldshut und Luzern getagt und umsonst versucht, Zürich von dem endgültigen Abschluss seines Bündnisses mit Oesterreich abzubringen.

Nun gab es grosse Tage in Zürich. Mit tausend Pferden, einem kleinen prächtigen Heer von Fürsten, Grafen und Rittern und 36 Wagen Hofgepäck zieht der König ein als Gast auf zehn Tage. Im Grossmünster ist feierliche Huldigung unter öffentlicher Verlesung des Bundes mit Oesterreich — als Reichsstadt braucht Zürich mit dem Reichsoberhaupte keinen Bund, noch Vertrag zu schliessen; denn diese Sachen standen auf einem andern Pergamente, wie ja auch die Berner und andere Eidgenossen es gerne gehabt hätten. In 30 Staatsschiffen fährt eine festliche Gesellschaft nach dem ebenfalls umgekippten Rapperswil auf Besuch; die übrige Zeit ergeht sich der hohe Natur-, Menschen- und Kunstfreund in Stadt und Landschaft. Noch werden die Gesandten aus Uri und Urseren gnädig empfangen und ihnen die alten Briefe bestätigt.

Auch die andern Eidgenossen lässt der König umherstehen, «doch ohne Misstrauen, dazu war er zu wohlwollend.»

Im September geht die Reise weiter, etwas kreuz und quer über Winterthur in den Aargau, wo Friedrich auch sein Stammschloss und manches Städtlein und Dorf besucht, dabei immerhin auf die Stimmungen der Leute achtend. Auch Solothurn, Bern und Freiburg bereiten grossen Empfang. In Freiburg begehren die abgewiesenen Orte abermals ihre Freiheiten — der König fordert gleich standhaft allem voran sein Recht und sein Gut, lädt sie aber auf einen weitem Tag nach Konstanz vor. Ueber Genf und Besançon gelangt er nach Basel, wo das Konzil immer noch Pläne und gute Vorsätze schmiedet und sich wenig um die Kanmpfansage des abgesetzten Papstes in Florenz kümmert, aber auch nichts Erspriessliches für Kirche und Welt leistet. Auch des Königs Wünsche und Anregungen schlagen nicht mehr ein; die Zumutung, die schöne Frau Margareth von Savoyen, die Witwe Ludwigs von Anjou und Tochter von Papst Felix zu heiraten, weist er mit einer witzigen Bemerkung zurück. Friedrich zieht nun dem Rhein entlang aufwärts und empfängt in Konstanz zum letztenmal die Schweizer; da aber das Recht auf seiner Seite ist und er seine Forderungen ganz auf den Aargau beschränkt, ist er am Ende seiner Nachgiebigkeit und Geduld; denn den letzten Rest der Autorität darf er nicht preisgeben. Die Eidgenossen scheiden im Unmute, und einer soll gesagt haben: «Wenn gleich der König unsere Gerichte und Rechte zu bestätigen sich weigert, dennoch werden wir wie zuvor über Bösewichte Gericht üben; wer uns darum angreifen will, den erwarten wir.»

4. Von da an überstürzten sich die Ereignisse. Der Aufenthalt in Konstanz wurde dem König weiter vergällt durch unverschämte Rechnungen der Konstanzer Lieferanten als Folge einer angeblichen Teurung. Noch erfreute ihn aber ein herzlicher Empfang in Arbon, wo ihm die Bürger einen kunstreichen Pokal, gefüllt mit 400 rheinischen Goldgulden überreichten. St. Gallen beteuerte seine Reichstreue, erklärte sich aber entschieden gegen eine schweizerfeindliche Allianz. Zu Weihnachten sang der König in der Kirche zu Innsbruck als Diakon gekleidet, mit seiner schönen Stimme das Evangelium: *Exiit edictum a Caesare Augusto*. In den nächsten Tagen wälzte er Zweifel über die Eignung des jungen Herzogs Sigmund zur Regierung der nicht leicht zu behandelnden österreichischen Vorlande und — über die Aufrichtigkeit der Zürcher.

5. Zürichs Bundesbruch war unterdessen endgültig und offenbar geworden. Die andern vereinigten Eidgenossen fielen nun mit Wucht über den Abtrünnigen her. Sie brachten die Stadt in grösste Not. In der Schlacht bei St. Jakob an der Sihl fiel nicht nur wertvolle Wehrkraft, sondern auch der Bürgermeister Stüssi und der Stadtschreiber Graf, die Häupter der Oesterreicherpartei, kamen nicht mehr heim. Durch strenges Regiment stellte Hans von Rechberg Ordnung und Mut notdürftig wieder her. Unterdessen besudelten die Belagerer ihren Namen mit zahllosen Schandtaten und luden sich am Greifensee schwere Gewissenslast auf.

Der Krieg verwilderte in Raubzügen. Zürich ging dem Ende seiner Kräfte zu. Der König hatte bis jetzt nicht viel mehr als schöne Worte gegeben. Das innere Oesterreich seufzte unter Fehden und Ueberfällen auf Reisende und Städte. Da Zürich drängte, rief jetzt der deutsche den französischen König um Hilfe an. Die Armagnaken kamen. Eine Nebenaufgabe des furchtbaren Heeres wäre gewesen die Zerstreuung des Konzils, eine andere die Eroberung Basels. Dass es anders gekommen ist, schafften die 1200 Eidgenossen bei St. Jakob an der Birs. Zum Entsatz von Zürich langte es nicht mehr, aber zur monatelangen Ausplünderung und Ausmordung von Vorderösterreich und weiterer Grenzgebiete des deutschen Reiches.

Der französische König hatte die Hilfe gerne genug gewährt. Seitdem im Jahre 1429 ein Mädchen, Jeanne d'Arc, die Jungfrau von Orléans, den englisch-französischen Krieg zu Gunsten Frankreichs gewendet hatte, ging dieser langsam dem Ende zu, und es gab immer mehr und längere Kriegspausen. Als furchtbare Landplage strolchten bunt zusammengewürfelte Söldnerbanden, ja ganze Söldnerheere umher, und diese konnte man nur durch kriegerische Beschäftigung nach und nach wieder los werden. Das war die Mannschaft, die Friedrich III. zur Unterstützung Zürichs erhielt; anstatt der bestellten 5000 Mann kam aber ein schwer beschreibbares Kriegsvolk von 40 000 Männern, Weibern und Halbwüchsigen. Hinter dem Zuge blieb eine Wüste zurück. Auf Friedrichs schüchterne Anfragen nach dem Zwecke der Expedition und seinen Vorstellungen ward ihm die Antwort, er möge zuerst seine Versprechungen erfüllen! Zu Hause überhäuften ihn Fürsten und Landstände mit Klagen und Vorwürfen. Wohl starb der junge Gegenkönig von Ungarn; aber die Ungarn wählten Mathias Corvinus und sagten Friedrich den Krieg an; aus dem aufständischen Innerösterreich musste er entfliehen. Für die schweizerischen Angelegenheiten hatte er keine Zeit mehr, wenn auch Hass und daneben stille

Hoffnungen weiter nebeneinander blieben. Auch die auf einer Romfahrt geholte Kaiserwürde änderte an Friedrichs III. bedenklicher Machtstellung nicht mehr viel. Die Heirat mit einer portugiesischen Prinzessin konnte vorläufig ebenso wenig zu seinem Vorteile ausfallen. Schwer aber wog, dass der Herzog von Burgund von jetzt an gegenüber dem deutschen König nicht weniger kühn aufzutreten wagte, als seinem französischen Oberhaupte gegenüber, und dass Friedrich zu Belehnungen und Landabtretungen am Rhein geneigt schien.

IV.

Zunächst tat die Schlacht bei St. Jakob an der Birs ihre Wirkung nach allen Seiten. Die unübersichtlichen Bewegungen der Armagnaken zwangen die Schweizer, sofort ihre Westgrenze mit aller Macht zu decken; darum hoben sie die Belagerung Zürichs auf, doch ohne dass damit der innere Kriegszustand aufgehört hätte. Der Dauphin (der «Tälfen», «Delphin» der Chronisten) versuchte keinen Einfall in schweizerisches Gebiet; im Gegenteil, er drückte in seiner Umgebung die höchste Bewunderung aus über diese Krieger und wünschte, auch solche zu haben.

In den Vorlanden herrschte jetzt Albrecht VI. Mit einem wohl ausgerüsteten Ritterheere von 4—500 Mann stiess er 1446 vom Vorarlberg aus durch das Sarganserland gegen die Eidgenossen vor, erlitt aber durch eine viermal kleinere Zahl ihrer Fusstruppen bei Ragaz eine vernichtende Niederlage.

Nach mehreren Anläufen schlossen die Schweizer unter sich Frieden. Die ihnen allen gleich befreundete Reichsstadt Ulm hat ihn vermittelt. Nicht geschwächt, aber neugestärkt und gefestigt ging die Eidgenossenschaft aus dem langen Bürgerkriege hervor, nicht ahnend, dass sie binnen kurzem sowohl Frankreich, als auch Oesterreich, die ihr beide so grossen Schaden zugefügt, aus der burgundischen Gefahr erretten sollte. König Friedrich III. aber hat die Schweizer durch seine Politik gründlich dem Reiche entfremdet, einmal durch den Versuch, den Bruderzwist zu seinen eigenen Gunsten auszunützen, sodann durch das Aufgebot eines fremden Staates, der die «Schinder» schickte. Es hätte eines neuen Ränkespiels vor Ausbruch des Burgunderkrieges nicht mehr bedurft! Zum «Ausland» rechneten sie fortan auch das habsburgisch gerichtete Deutsche Reich. Die erste und so schmerzliche Berührung mit dem Ausland im Westen verflocht sie zuerst mit dem wuchernden Knäuel der europäischen Politik und ihren Waffengängen. Bald genug sollte

sich erweisen, dass das erschütternde Ringen bei St. Jakob an der Birs auch eine geschichtliche Wende bedeutete. Vor vielen Jahrhunderten hatte das junge Frankreich die irischen Mönche nach den innern und östlichen Räumen Europas hindurch geleitet, der Frankenkönig Karl hatte seine östlichen Volksverwandten römische Wirtschaft und romanische Baukunst gelehrt und die schlummernde altdeutsche Dichtkunst zu neuem Leben erweckt. Als im Süden der Troubadour umging in den Ritterburgen, da wölbten sich im Norden, in der Normandie, die ersten gotischen Kirchenhallen und öffneten sich die ersten Kreuzblumen. Herrlichkeit und Macht zogen aus zu den Deutschen; das alte Frankenreich war bald nur noch ein Schatten neben dem Reiche Rudolfs I. von Habsburg. Jetzt aber, während die Eidgenossen wie aus dem wüsten Traume erwachten, neigte sich das europäische Schwergewicht wieder nach dem Westen. Zwischen den Eidgenossen und dem Habsburgerreiche war der Endkampf noch nicht ausgetragen. Hier ging es um grundverschiedene und gleiche alte Anschauungen über das Verhältnis von Recht und Gewalt. Im Schwabenkrieg setzten die Schweizer der Reichsgewalt ihre Gewalt entgegen; ihr Recht hat der westfälische Friedenskongress anerkannt und für alle Zeiten bestätigt.